

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Referenztheorien
der Pastoraltheologie

ISSN: 0555-9308

43. Jahrgang, 2023-2

Jean-François Lyotard Der Widerstreit

Abstract

Der französische Philosoph Jean-François Lyotard, auf den ich im Zuge meiner Habilitation im Kontext der Postmoderne-Debatte stieß, hat diese entscheidend geprägt. Sein Konzept des „Widerstreits“ erhellt die Ungerechtigkeiten, die dadurch entstehen, dass Werte und Perspektiven nicht anerkannt werden, wenn sie nicht dem herrschenden Diskursmuster entsprechen. Wir leben nebeneinander in verschiedenen Welten. Wolfgang Welsch postuliert Brückenschläge zwischen ihnen, die nur eine „transversale Vernunft“ zu leisten vermag. Auf dieser Basis wird eine praktisch-theologische Konkretisierung vorgeschlagen.

The French philosopher Jean-François Lyotard, whom I came across in the course of my habilitation in the context of the postmodern debate, has decisively shaped it. His concept of "contradiction" illuminates the injustices that arise from the fact that values and perspectives are not recognised if they do not conform to the prevailing pattern of discourse. We live side by side in different worlds. Wolfgang Welsch postulates building bridges between them, which only a "transversal reason" is able to do. A practical-theological concretisation is proposed on this basis.

Das Konzept

Jean-François Lyotard hat den Begriff „postmodern“, wie er vor allem in der amerikanischen Architektur- und Literaturdiskussion Verwendung fand, 1979 mit einer Gelegenheitsschrift in die Philosophie eingeführt. Er war vom Universitätsrat der Regierung von Québec darum gebeten worden, einen Bericht über das Wissen in höchstentwickelten Gesellschaften zu geben (Lyotard 1986). Er tut dies als Philosoph, aber unter Einbeziehung verschiedenster gesellschaftlicher Bereiche. Die Wissenschaft sei davon ausgegangen, dass die Welt vernünftig konstruiert wird und daher nur das Wissenschaftliche legitim ist. Erzählungen hingegen erklären, wie die Welt gebildet ist und man sich daher zu verhalten hat; sie legitimieren den Alltag und die Erzählungen als Teil davon. Die großen Geschichtsphilosophien vom Leben des Geistes (Hegel) und von der Emanzipation der Menschheit (Marx) hätten ausgedient. Die neue Wissenschaft sieht die Heterogenität der Welt, die Diskurse werden als Sprachspiele erkannt, die Wissenschaft kann nur noch sich selbst legitimieren.

Von Comte bis Luhmann wird Gesellschaft als einheitliche Totalität verstanden, die durch das Wissen stabilisiert ist. Seine kritische Funktion kann es nur ausspielen, wenn dieses Ganze aufgebrochen ist:

„Man kann nur dann die Hauptrolle des Wissens als unentbehrliches Element des Funktionierens der Gesellschaft bestimmen und dementsprechend handeln, wenn man beschlossen hat, daß diese

eine große Maschine ist. Umgekehrt kann man nur dann mit seiner kritischen Funktion rechnen und daran denken, seine Entwicklung und Verteilung in diesem Sinne zu steuern, wenn man beschlossen hat, daß sie kein integriertes Ganzes bildet und von einem Prinzip der Infragestellung beherrscht bleibt“ (Lyotard 1986, 50).

Die neue, postmoderne Wissenschaft erforscht nicht mehr stabile Strukturen, sondern Instabilitäten: Quantenmechanik, Chaostheorie, Systemtheorie, Spieltheorie:

„Man gewinnt aus diesen – und manchen anderen – Forschungen die Idee, daß die Überlegenheit der stetigen, ableitbaren Funktion als Paradigma der Erkenntnis und Prognose im Verschwinden begriffen ist. In ihrem Interesse für die Unentscheidbaren, für die Grenzen der Präzision der Kontrolle, die Quanten, die Konflikte unvollständiger Information, die ‚Frakta‘, die Katastrophen und pragmatischen Paradoxa entwirft die postmoderne Wissenschaft die Theorie ihrer eigenen Evolution als diskontinuierlich, katastrophisch, nicht zu berichtigen, paradox. Sie verändert den Sinn des Wortes Wissen, und sie sagt, wie diese Veränderung stattfinden kann. Sie bringt nicht Bekanntes, sondern Unbekanntes hervor. Und sie legt ein Legitimationsmodell nahe, das keineswegs das der besseren Performanz ist, sondern der als Paralogie verstandenen Differenz“ (Lyotard 1986, 172f).

Von daher könne man – gegen Luhmann und Habermas gerichtet – nicht mehr mit stabilen Systemen rechnen. Der Habermas'sche Diskurs setze ein allgemeines Metasprachspiel voraus und dass alle den Konsens als Weg der Emanzipation wollen. Es gehe jedoch heute darum, eine Gerechtigkeit ohne Konsens zu schaffen:

„Der Konsens ist ein veralteter und suspekter Wert geworden, nicht aber die Gerechtigkeit. Man muß also zu einer Idee und einer Praxis der Gerechtigkeit gelangen, die nicht an jene des Konsens gebunden ist“ (Lyotard 1986, 190).

Postmoderne ist wesentlich durch Heterogenität geprägt – und es ist praktisch-theologisch die Frage, wie damit umgegangen werden kann. Lyotards Argumentation entspricht dem „linguistic turn“ der Philosophie, jener Abwendung von der Existenzphilosophie angesichts der Grauen des Nationalsozialismus („Auschwitz“), die der menschliche Wille herbeizuführen vermag. In seinem postmodernen Grundsatzwerk „Der Widerstreit“ (Lyotard 1989) entwickelt er dies umfassend. Es gelte die Wirklichkeit so zu konstituieren, dass sie nicht durch Absicht, sondern durch Notwendigkeit gesetzt ist; was für Sätze gelte: Jeder Satz zieht einen anderen nach sich. Insofern kann der Beweis über die Vollständigkeit eines Bedeutungsspektrums nicht geführt werden. Deshalb komme der Negation eine zentrale Bedeutung zu, ebenso der Zeit als offener Zukunft. Um das zu veranschaulichen, zieht Lyotard eine Gerichtssituation heran.

„Opfer sein bedeutet, nicht nachweisen zu können, daß man ein Unrecht erlitten hat. Ein Kläger ist jemand, der geschädigt wurde und über Mittel verfügt, es zu beweisen. Er wird zum Opfer, wenn er diese Mittel einbüßt“ (Lyotard 1989, Nr. 9, 25).

„Der Kläger trägt seine Klage bei Gericht vor, die Argumentation des Beschuldigten will die Nichtigkeit der Anklage aufzeigen. Ein Rechtsstreit [*litige*] liegt vor. *Widerstreit* [*différend*] möchte ich den Fall nennen, in dem der Kläger seiner Beweismittel beraubt ist und dadurch zum Opfer wird. Wenn der Sender, der Empfänger und die Bedeutung der Zeugenaussage neutralisiert sind, hat es gleich-

sam keinen Schaden geben. (Nr.9) Zwischen zwei Parteien entspinnt sich ein Widerstreit, wenn sich die „Beilegung“ des Konflikts, der sie miteinander konfrontiert, im Idiom der einen vollzieht, während das Unrecht, das die andere erleidet, in diesem Idiom nicht figuriert“ (Lyotard 1989, Nr. 12, 27).

„Die Wirklichkeit führt den Widerstreit mit sich. [...] Mangels eines gemeinsamen Idioms vereitelt diese Heterogenität einen Konsensus“ (Lyotard 1989, Nr. 92, 104).

„Vielleicht ist die Erzählung diejenige Diskursart, in der sich die Heterogenität der Regelsysteme und selbst der Diskursarten am wirkungsvollsten vergessen machen kann... Die narrative Funktion wirkt durch sich selbst erlösend. Sie vermittelt den Anschein, als ob sich das Vorkommnis – mit seiner widerstreitenden Gewalt – vollenden könnte, als ob es ein letztes Wort gäbe“ (Lyotard 1989, Nr. 219, 251f).

Etwas umfassender könnte man den Ertrag der Lyotard'schen Konzeption etwa so darstellen:

- Lyotard stellt seine systematischen Überlegungen zur Postmoderne in die Tradition Kants und Adornos, des Judentums¹ und des Marxismus. Er argumentiert mit der griechischen Philosophie ebenso wie mit Levinas, schreibt einen Exkurs zu Edith Stein und zu den Menschenrechten. Seine Gedankengänge sind philosophisch redlich und gesellschaftspolitisch verortet. Von daher verbietet es sich, die Postmoderne pauschal als un-logisch, un-kritisch, un-politisch und verspielt beliebig anzusehen.²
- Lyotard verwehrt sich gegen Universalkonzeptionen, weil sie die Wirklichkeit zu einer manipulierbaren Maschine werden lassen. Er lehnt den Konstruktivismus ab, weil Wirklichkeit nicht gesetzt, sondern jeder Setzung voraus sei. Er kritisiert Kommunikationstheorien, weil sie eine Metasprache und eine gemeinsame Zielsetzung voraussetzen. Er sieht noch in der Ästhetik Brückenschläge in den Brüchen, wo es doch darum ginge, dort dem Erhabenen Raum zu lassen. Er postuliert, dass das Wissen erst dort zu seiner Vollgestalt kommt, wo es zum Anwalt des Unverrechenbaren wird. Er geht damit über Wittgensteins Sprachspiele hinaus und denkt Pluralität radikal heterogen.
- Lyotards Grundanliegen ist eine Gerechtigkeitskonzeption, die nicht auf Konsens beruht. Denn dieser schaffe nicht Gerechtigkeit, sondern im besten Fall Recht für das Anerkannte unter Missachtung des Marginalisierten und Dissidenten. Deshalb ist der Widerstreit zu kultivieren als Bewusstsein miteinander unverrechenbarer Welten, von denen keine den Anspruch einer übergeordneten Position erheben darf.

¹ Lyotard weiß sich dem Judentum seit Jahrzehnten zutiefst verbunden und zeigt sich auch in der christlichen Theologie kompetent; vgl. Lyotard & Gruber 1995.

² Gegenwärtig wird mancherorts moniert, die Postmoderne sei bereits als überholt zu betrachten. Dies stimmt nur insofern, als der radikale philosophische Dekonstruktivismus, der mit der Debatte verbunden war, auf Dauer nicht durchzuhalten ist. Dieser war für die praktisch-gesellschaftsanalytische Ebene jedoch nie bedeutsam und betrifft diese daher nicht.

- Gegen die moderne Selbstherrlichkeit des willensgelenkten Subjekts setzt Lyotard mit den postmodernen Dekonstruktivisten das Differente, die Brüche und das Widerfahrnis. Die beschriebenen Aporien der Moderne in den Gesellschaftswissenschaften, analoge Diskussionen in Literaturwissenschaft und Kunst sowie analoge Theoriebildungen in den Naturwissenschaften berechtigen ihn dazu, eine solche Sicht als insgesamt dem heutigen Stadium der Moderne – der Postmoderne – angemessen zu sehen (vgl. Widl 2000, 104–110).

Entdeckungszusammenhang und praktisch-theologische Leistungsfähigkeit: Transversalität

Norbert Mette und Hermann Steinkamp haben unter dem Eindruck der Befreiungstheologie einen Paradigmenwechsel zu einer am Diakonischen ausgerichteten „Sozialpastoral“ vorgeschlagen, was in der Community zu eigenartigen Misstrauensdiskursen führte; und ich wollte ergründen warum. Im Zuge meiner Habilitationsschrift erschloss ich Theorien des Paradigmenwechsels und stieß dabei auf die Postmoderne-Debatte, die für mich der Schlüssel zum Verständnis der Eingangsfrage wurde. Postmoderne durch Heterogenität und Widerstreit zu kennzeichnen, erlaubte es weiterhin, die Deutungsmuster-Konflikte zwischen Modernen und Traditionalen in der Kirche zu verstehen. Die von Rudolf Englert (1992) in die praktisch-theologische Debatte eingeführten Deutungsmuster spiegeln sich kulturell bis heute in den Lebenswelt-Soziologien, wie sie als Sinus-Milieus gesellschaftlich wie kirchlich relevant sind.

Für die Frage, wie solche Konflikte denkerisch einzuordnen und zu bewerten sind, liefert der Lyotard-Spezialist Wolfgang Welsch mit seinem Konzept der „Transversalität“ postulative Ansatzpunkte. In den letzten Kapiteln des umfassenden Werks zur Vernunft wendet sich Welsch (1996, 263–328) der modernen Vernunftdebatte zu, entwirft von daher seinen Ansatz einer „transversalen Vernunft“ und wirbt für ein qualitatives Verständnis der Postmoderne. Er sieht die Inkommensurabilität als den Nerv der Pluralitätsdebatte. Sie kann nicht global zwischen Welten, sondern nur präzise wie in der Mathematik rational und spezifisch behauptet werden. Umgekehrt gibt es Rationalität nicht ohne Inkommensurables. Das Vielheitstheorem ist heute unbestritten. Die Frage ist, ob es darüber hinaus noch ein Einheitskonzept braucht, ob es ein solches nicht-totalitär geben kann und wie es aussieht. Die gängig verwendeten Vernunftkonzepte sind darin teilweise konträr.

Die transversale Vernunft sei entsprechend die spezifische Vernunftform der Postmoderne. Sie beseitigt die Aporien der Pluralität, realisiert dazu Anknüpfungspunkte und materielle Übergänge. Wären die einzelnen Rationalitätstypen vollständig autonom, könnten sie auch ihre Grenzen selbst bestimmen und kommen einander damit ins Gehege. Aber auch die Selbstbestimmungen sind höchst unterschiedlich. Jedoch ist jedes Paradigma schon in seiner Erstellung in einem Verhältnis zu anderen: durch Ab-

grenzung. Gleichzeitig definiert es in sich Anforderungen, die andere Sektoren betreffen. Mit diesen steht es auf gemeinsamem geschichtlich-kulturellem Boden. Es bezieht sich dabei auf die Tradition des eigenen Sektors und auf gemeinsame Gehalte mehrerer Sektoren.

Den vielfältigen Rationalitätstypen entsprechen zahlreiche Übergänge. Sie sind von Vernunft geprägt, die bereits in den Rationalitäten eingeschrieben ist. Sie ist als metarationales Vermögen wesentlich interrational. Sie hat drei Ebenen: Reflexion der Rationalitäten und Übergänge, deren Praxis, Konfliktaustragung und heterogene Ansprüche. Die Vernunft tut das im Gegensatz zum diffusen alltäglichen Vorgehen methodisch bewusst und analytisch präzise. Dissense werden bis zu unterschiedlichen Basiskonzepten geklärt, wo dann ein Entschluss fallen muss.

Eine transversale Vernunft wird den Erwartungen der Modernisten wie Postmodernisten gerecht und ist damit die exemplarische Vernunftform der postmodernen Moderne. An der Diskussion um das Subjekt wird der neue Ansatz deutlich: Die Entschlossenheit der absolut Herrschenden erscheint nur noch borniert, nicht mehr stark. Übergangsfähigkeit wird zur postmodernen Stärke, transversale Vernunft zur Tugend, zum Inbegriff postmoderner Kompetenz. Sein Minimum ist Pluralitäts- und Grenzbewusstsein. Übergängigkeit ist nicht permissiv oder tolerant, sondern Anerkennung und Förderung des Verschiedenen im Eigenwert. Pluralität ist demnach postmodern selbstverständlich; und Transversalität wird zur Herausforderung.

Zusammenfassend gesehen habe „Postmoderne“ als Begriff vor allem Signalfunktion und fordere zu einem reicheren und problembewussteren Verständnis der Moderne heraus. Sie ist ein qualitativer Sprung, weil nun die Vielheit der Ausgangspunkt alles Denkens ist, nicht die Einheit. Alle anderen Vielheitskonzepte – holistisch, alternativ, katastrophisch – sind darin verständlich. Es gibt eine wirklich neue Verfassung der Moderne an, ohne sich an ihrer Abschaffung zu überheben. Die Praxis der Pluralität ist schwierig, wenn es schon ihre Wahrnehmung ist. Es geht um Differenzierung und Pluralität als Code-Bewusstsein, statt bequemer Oberflächlichkeit und Beliebigkeit. Das Strukturmerkmal der Postmoderne ist Hybridbildung: Mehrfachkodierung im Detail, Unfasslichkeit im Ganzen.

Dem Unfasslichen entspricht das Grenzbewusstsein der Urteilskraft, die Balance zwischen Wissenschaft und Weisheit. Für Derrida spiegelt sich das im Verhältnis von Disziplin und Undisziplinierbarem, bei Lyotard im Anspruch, vom Ereignis Zeugnis abzulegen.

„Nur der Unwissende traut und spricht sich Zugriff aufs Ganze zu, der Weise hingegen wehrt solcher Totalisierung und bringt durch seine Praxis exemplarisch vor Augen, daß das Ganze zu wahren ist, indem ein Horizont von Unfaßlichkeit erhalten bleibt. Das geschieht nicht durch Generalthesen, sondern indem man von jedem Punkt aus mit wenigen Schritten in Zonen des Unfaßlichen zu führen vermag. Postmodern wird das besonders zur Aufgabe“ (Welsch 1996, 326).

Pluralität ist heute ein evidenten und potentes Grundbild. Durchsetzen muss sie sich selbst, man sollte sie „beim Wort nehmen“, ist jedenfalls Wolfgang Welsch überzeugt:

„Daß Pluralität als Grundbild möglich ist, läßt sich zeigen. Daß sie heute zunehmend unser Denken und Fühlen bestimmt, läßt sich nachweisen. Daß sie aus den Gefahren anderer Grundbilder herauszuführen vermag und geschichtliche und moralische Intuitionen der Gegenwart verkörpert, ist offenkundig. Aber obligat machen kann man sie nicht. Das widerspräche ihrem Geist. Man kann sie nur in ihrer geklärten Form und ihren hohen Potentialen vor Augen bringen. Empfehlen muß sie sich selbst. Verordnen läßt sich nur das Falsche ...

Auch im kollektiven Leben... kann es sein, daß überkommene Muster zunehmend nur noch Misere erzeugen und zum Koma führen. Die Moderne hat eine solche Erfahrung mit sich gemacht. Als Postmoderne sucht sie sich davon zu befreien. Die Vision, der ihre Hoffnung gilt, ist die der Pluralität. Niemand kann für ihren Erfolg garantieren. Aber ihre Versprechen sind nicht grundlos. Es käme darauf an, sie beim Wort zu nehmen“ (Welsch 1996, 327f).

Soweit Wolfgang Welsch in erschließender Weiterführung des Lyotard'schen Ansatzes. Angesichts vielfältiger Kirchenkonflikte, die die Betroffenen sich selbst nicht erklären konnten, habe ich die Konzeption des Widerstreits und das Postulat der Transversalität sehr zu schätzen gelernt. Für die pastorale Praxis habe ich diese in vielfachen Feldern der Ordensgemeinschaften, der Gemeindepraxis, der Erwachsenenbildung und der Religionspädagogik systematisch auszufalten versucht (vgl. Widl 2020, 255–280, dort weitere Verweise).³ Hier eine Veranschaulichung des Gemeintenen in fünf praktischen Schritten:

Apologetik

Die klassische Apologetik war die Basis jeder kirchlichen Dogmatik: Häresien feststellen und gegen sie den rechten Glauben zum Maßstab der Gemeinschaft mit der Kirche machen. In einem weiteren Sinn beschreibt sie den Vorgang, den anderen in seiner Fremdheit wahrzunehmen, die eigenen Vorbehalte und Vorurteile zu benennen und sie zu akzeptieren. Jede Position hat ihre schwachen Seiten, und jede kann begründeten Ärger verursachen. Es ist legitim und psycho-hygienisch notwendig, sich dessen zu vergewissern und sich entsprechende Gefühle zuzugestehen. Auf der Sachebene ist dieser Schritt für Traditionale vertraut; sie verurteilen mit gutem Grund, was ihnen falsch erscheint. Ihre emotionalen Anteile wahr- und anzunehmen, wird für sie zur großen Herausforderung. Zudem müssen sie lernen, dass dieser Punkt zwar intuitiv der erste ist; wer ihn aber emotional für sich selbst nicht bewältigt und daher zur Basis des Gesprächs macht, beendet den Dialog, bevor er beginnen konnte. Er hat zwar vielleicht recht, bleibt damit aber sehr einsam. Und die Autorität, die erkannte Wahrheit auch zu vertreten, kommt ihm völlig abhanden.

³ Als praktisch-theologische Theoriekonzeption habe ich die Transversalität in der Community beim Symposium zur Wissenschaftstheorie in Münster 2015 vorgestellt: eine systematische wissenschaftstheoretische Fundierung harret noch der Realisierung.

Korrelation

Die Korrelation war die didaktisch herausragende Methode der Religionspädagogik der 1970er-Jahre. Ihr Ansatz ist der Erfahrungsbezug: Jede Erfahrung, die Menschen machen, darf sein und ist wahr- und ernst zu nehmen. Wer sie im Glauben zu deuten lernt, erschließt das Christliche auf eine personal unmittelbare und daher betroffen machende Weise. In einem weiteren Sinn geht es in der Korrelation um die Suche nach jenen Anteilen des anderen, die mir vertraut und sympathisch sind und über die eine Brücke des Vertrauens geschlagen werden kann. Dieser Schritt ist typisch modern. Er ist eine unabdingbare Basis für jeden Dialog und sein erster Schritt. Nur das Vertrauen ist fähig, Angst und Ärger über das Andere, das einem Fremde und Anstößige zu überwinden.

Die Grenze des Erfahrungsbezugs macht auch der Korrelationsdidaktik zu schaffen: Wo keine Erfahrung ist, kann man sie auch nicht deutend weiterführen. (Und die Erfahrungen heutiger Menschen reichen meist bei weitem nicht an das heran, was Kern unseres Glaubens ist.) Für das Feld der Perspektivenübernahme: Was einem Menschen emotional nicht zugänglich ist, kann er/sie auch nicht rational verstehen. Dahinter steckt die postmodern typische, aber neue (und für manche erschreckende) Erfahrung, dass die Wahrheit zwar unteilbar ist, aber nur bei Gott, der in Jesus Christus *der Weg, die Wahrheit und das Leben* ist. Dem Menschen ist die Wahrheit immer nur in verschiedenen Blickwinkeln und Perspektiven zugänglich. Und aus jeder Perspektive sieht sie anders aus. Die Angst, die Wahrheit würde dadurch beliebig, ist unbegründet. Sie wird nur in ihrer Relativität sichtbar. In Bezug auf die christliche Wahrheit erwächst daraus die vornehme, wenn auch fordernde Aufgabe, ihre (nicht Relativität sondern) Relationalität auf das Reich Gottes hin immer neu zu ergründen und aufzuweisen. Das ist die Brücke zum postmodern unabdingbaren (weil durch die Perspektivität notwendigen) dritten Schritt.

Selbstevangelisierung/Fremdprophetie

Jede Position eines anderen, auch wenn sie mir Angst macht oder mir unverständlich ist, hat eine ihr eigene Stärke und zumindest einen wahren Kern. Es wird zur neuen postmodernen Herausforderung in Deutungsmusterkonflikten, sich diesem wahren Kern der anderen Position auszusetzen und ihn ganz ernst nehmend in sich zuzulassen; und das ist tatsächlich eine moralische Anforderung. Dann gilt es, sich mit dieser (neuen und oft auch verwirrenden) Erfahrung unter das Evangelium zu stellen und demütig und mutig daraus zu lernen, was bisher offenbar im eigenen blinden Fleck stand und aus der eigenen Perspektive nicht sichtbar wurde. Schon der Erste Bund der Bibel kennt dieses Phänomen als *Fremdprophetie*: manchmal bedient sich Gott auch der Fremden, um sein Volk auf den rechten Weg zu führen. Analog erscheint er in Personen, Sachfragen und Umständen, die nicht in unser bisheriges Bild passen. Unser

Gott, den wir oft geneigt sind, als einen uns ganz nahen und vertrauten wahrzunehmen, kann sich auch fremd und unerwartet zeigen.

In Bezug auf die Inkulturation des Evangeliums hat „Evangelii nuntiandi“ diesen Schritt als *Selbstevangelisierung* bezeichnet: Indem die Kirche einer ihr fremden Kultur begegnet, muss sie sich in sie voll und ganz hineinbegeben, wie Jesus Christus das mit dem Menschenleben getan hat. Nun besagt die Inkarnationstheologie, dass Christus nur erlösen konnte, was er angenommen hatte. Ebenso kann die Kirche nur dort den Glauben vermitteln, wo sie mitten im Leben und in der Kultur steht. Wo sie sich nun inmitten einer Kultur dem Evangelium aussetzt, sich also selbst bekehrend und dem Geist Gottes sich aussetzend neu evangelisiert, legt sie die Grundlagen, um ihrerseits die Kultur mit dem Evangelium zu durchdringen. Analog ist jede Perspektivenübernahme ein spiritueller Vorgang: im Kontakt mit dem mir Fremden dem Wesen des Christlichen auf eine neue Spur kommen. Er wird zur ganz großen Herausforderung der Postmoderne. Jedenfalls bedingt er den Verzicht auf jene vielfältigen Machtspiele, die die Traditionalen aus Prinzip und die Modernen aus Selbstachtung zu betreiben geneigt sind. Es ist nicht ausgemacht, wer von beiden sich dem Anspruch als besser gewachsen erweisen wird.

Prophetie/Evangelisierung

Wer sich angesichts fremder oder beängstigender Ansichten eines anderen demütig und ohne Scheu mit ihnen konfrontieren ließ und diese Erfahrung dann an das Evangelium herantrug, kommt verändert daraus hervor. Er/sie hat ein Stück Umkehr und Bekehrung der eigenen Begrenzungen erfahren. Im Vergleich zu ihren/seinen bisherigen Ansichten wurde aber auch sichtbar, wo die Grenzen und Fehler der anderen Seite wirklich liegen. Das hat man im ersten Schritt der Apologetik auch schon gewusst, zugleich hat man die eigenen Ansichten für praktisch unfehlbar richtig gehalten. Jetzt sind ihre Grenzen sichtbar geworden; die eigene Position ist bescheidener, demütiger, aber auch tiefer und spiritueller sicherer geworden. Sie muss nicht mehr ängstlich und hartnäckig verteidigt werden, denn das andere hat seine Bedrohlichkeit verloren. „Ich habe erkannt, dass du in gewisser Hinsicht recht hast; und zwar: ... !“, kann dann die Rede lauten. „Aber ich habe auch den Eindruck gewonnen, dass mein Anliegen einen Aspekt enthält, den auch du schätzen lernen könntest, nämlich: ...“

Wer den Schritt der Selbstevangelisierung gegangen ist, hat die Position des anderen viel tiefer verstanden, als es auf der reinen Korrelationsebene möglich wäre. Zugleich ist die eigene Position geläutert und hat nicht mehr die ängstliche Härte der Apologetik. Die Wahrheit kann nun neu vertreten werden; mit einer Autorität, die aus spiritueller Tiefe kommt und zur Zeugenschaft wird. Sie macht immer betroffen und führt häufig zur Bekehrung der anderen Seite (manchmal auch ins Martyrium, denn nicht jede Macht kann die Wahrheit vertragen). Auf diesem Weg wächst eine neue Com-

munio derer, die miteinander einen Anteil am Geist Gottes erfahren haben. Sie ist das Resultat und die Quelle jeder Prophetie.

Katholizität

Wo immer die Wahrheit auf spirituellen Wegen (Schritt 3 und 4) ergründet wird, stiftet sie eine neue Qualität von Gemeinschaft. Jede solche christliche Gemeinschaft genügt sich aber nicht selbst, sondern ist auf die je größere Gemeinschaft der Kirche verpflichtet. Diese umfasst neben dem eigenen Kreis die Ortskirche, die Weltkirche, die in den Himmel vorangegangene Kirche der Geheiligten, sowie die Offenbarung, die Tradition und die Weisheit der Schöpfung, deren Alpha und Omega Jesus Christus ist. Es kann also keine neue Qualität kirchlicher Communio geben, die nicht auf die Katholizität in diesem weitesten Sinn verpflichtet wäre. In einem fünften Schritt ist daher immer zu prüfen, ob die neu gefundenen Einsichten nicht in die Abspaltung einer Sondergruppe führen, so gut sich diese auch fürs erste anfühlen mag.

Für aktuelle Fragestellungen scheint mir die Konzeption des Widerstreits hochaktuell. Wenn ein deutscher Synodaler Weg kirchliche Strukturreformen intendiert und Papst Franziskus unter demselben Titel die evangelisierende Sendung der Kirche neu beleben will, handelt es sich um widerstreitende Konzeptionen, deren Realisierung letztlich eine Machtfrage sein wird. Wenn wir alle entsetzt auf den Ukrainekrieg schauen und uns nichts sehnlicher als Wege zum Frieden wünschen, stellen wir fest, dass es keine diplomatischen Lösungen im Widerstreit zwischen Demokratie und Autokratie gibt. Wenn die sich längst anbahnende weltweite ökologische Katastrophe den Reichen der Welt Vorteile bringt, während die Leidenden keine Macht über die sie verursachende wachstumsorientierte Weltwirtschaft haben (vgl. Hickel 2022), kann nur eine Gerechtigkeitsoption weiterhelfen.

Auf diese und unzählige viele alltägliche wie politische Situationen trifft die von Lyotard eröffnete Perspektive des Widerstreits völlig zu. Wolfgang Welsch führt als Lösungsmöglichkeit das Konzept der Transversalität ein, ohne jedoch zu zeigen, wie es praktisch geht. Hier lag ein Desiderat für die Praktische Theologie, das ich durch meine Konzeption in fünf Schritten (s. o.) zu bewältigen suchte, was ich an vielen kirchlichen Beispielen aufgezeigt habe (vgl. Widl 2018). Um transversales Handeln als praktische Lösung im Widerstreit einzusetzen, braucht es eine gehörige Portion Willen zu Gerechtigkeit und Frieden sowie die Bereitschaft, Umkehr zuerst selbst zu praktizieren, bevor man sie vom anderen verlangt. Röm 14,17 lesen wir: „Das Reich Gottes ist nicht Fraß und Völlerei, sondern Gerechtigkeit, Frieden und Freude im Heiligen Geist.“ Was im Widerstreit gesucht wird, ist das Reich Gottes. Dieses ist uns hier auf Erden immer wieder als Angeld geschenkt; wir können es aber nicht dauerhaft festhalten. Insofern gibt es im Widerstreit keine dauerhaft sichere Lösung, sondern es bedarf immer neu des Bemühens, auf die andere Seite wohlwollend zuzugehen.

Literatur

- Englert, Rudolf (1992). Religiöse Erwachsenenbildung. Situation – Probleme – Handlungsorientierung (Praktische Theologie heute 7), Stuttgart: Kohlhammer.
- Hickel, Jason (2022). Weniger ist mehr. Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört und wir ohne Wachstum glücklicher sind, München: Oekom.
- Liotard, Jean-François (1986). Das postmoderne Wissen. Ein Bericht (Edition Passagen 7), Graz: Böhlau.
- Liotard, Jean-François (1989). Der Widerstreit (Supplemente 6), München: Fink.
- Liotard, Jean-François & Gruber, Elmar (1995). Ein Bindestrich – Zwischen „Jüdischem“ und „Christlichem“, Düsseldorf: Parerga.
- Welsch, Wolfgang (1996). Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft (Suhrkamp Wissenschaft 1238), Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Widl, Maria (2000). Pastorale Weltentheologie. Transversal entwickelt mit der Sozialpastoral (Praktische Theologie heute 48), Stuttgart: Kohlhammer.
- Widl, Maria (2018). Das Volk Gottes auf dem Weg durch die Postmoderne. Eine kleine Pastoraltheologie, Ostfildern: Grünewald.
- Widl, Maria (2020). Glaubensformen und -zeugnisse in postmoderner Heterogenität. Praktisch-theologische Zuwege der Unterscheidung der Geister, in: Agnes Slunitschek & Thomas Bremer (Hg.), Der Glaubenssinn der Gläubigen als Ort theologischer Erkenntnis. Praktische und systematische Theologie im Gespräch (QD 304), Freiburg/Br.: Herder.

Prof. Dr. Maria Widl
Professur für Pastoraltheologie und Religionspädagogik
Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Erfurt
Nordhäuser Str. 63
D-99089 Erfurt.
maria.widl(at)uni-erfurt(dot)de
www.uni-erfurt.de/pastoral